

MARION KUMMEROW
EIN LICHT
DER
HOFFNUNG

bookouture

Herausgegeben von Bookouture, 2023

Ein Imprint von Storyfire Ltd.
Carmelite House
50 Victoria Embankment
London EC4Y 0DZ

www.bookouture.com

Copyright der Originalausgabe © Marion Kummerow, 2021
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © Marion Kummerow, 2023

Marion Kummerow hat ihr Recht geltend gemacht, als Autorin dieses Buches
genannt zu werden.

Alle Rechte vorbehalten.

Diese Veröffentlichung darf ohne vorherige schriftliche
Genehmigung der Herausgeber weder ganz noch auszugsweise in irgendeiner
Form oder mit irgendwelchen Mitteln (elektronisch, mechanisch, durch
Fotokopie oder Aufzeichnung oder auf andere Weise) reproduziert, in einem
Datenabrufsystem gespeichert oder weitergegeben werden.

ISBN: 978-1-80314-591-4
eBook ISBN: 978-1-80314-588-4

Dieses Buch ist ein belletristisches Werk. Namen, Charaktere, Unternehmen,
Organisationen, Orte und Ereignisse, die nicht eindeutig zum Gemeintum
gehören, sind entweder frei von der Autorin erfunden oder werden fiktiv
verwendet. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen lebenden oder toten Personen
oder mit tatsächlichen Ereignissen oder Orten ist völlig zufällig.

*An all die mutigen Menschen, die sich für Gerechtigkeit und
Menschlichkeit einsetzen*

Margarete bereitete gerade das Abendessen vor, als der Fliegeralarm loskreischte. Sie schaltete den Herd aus und eilte zur Treppe, die in den Keller hinunterführte, als sich ihr Arbeitgeber an ihr vorbeidrängte.

»Dieser verdammte Engländer!«, rief er und stieß Margarete grob zur Seite. Sie stolperte und konnte sich gerade noch am Geländer festhalten. Er hingegen war so damit beschäftigt, sich selbst zu retten, dass er keine Sekunde ins Stocken geriet. Seine Frau war kurz vor ihm und hatte den Schutzraum schon fast erreicht. Doch sie drehte sich kurz um und rief ihrer Tochter zu sie solle sich beeilen.

Als Margarete sich wieder aufgerichtet hatte, explodierte mit einem Mal die Welt um sie herum. Sie wurde hart am Kopf getroffen und warf im Fallen die Arme nach oben, um sich vor dem Aufprall zu schützen.

Lähmender Schmerz, dann Dunkelheit.

Einige Zeit später kam Margarete wieder zu sich. Mühsam öffnete sie die schweren Augenlider und versuchte sich zu erinnern, was geschehen war. Überall lag Staub und Schutt. Die Sirenen heulten immer noch. Vorsichtig bewegte

sie ihren Kopf, was einen stechenden Schmerz verursachte. Sie strich sich mit einer Hand über ihre Schläfe und keuchte erschrocken auf, als sie das Blut auf ihren Fingerspitzen bemerkte.

Der dicke Staub erschwerte ihr das Atmen, und sie musste husten, wobei sie jedes Mal pochende Schmerzen in Kopf und Nacken verspürte. *Oh ja, etwas hat mich getroffen.* Langsam verschaffte sie sich einen Überblick über ihre Lage, bewegte nach und nach ihre Gliedmaßen. Glücklicherweise ging das ohne Probleme, obwohl ein Arm höllisch weh tat und sie vor Schmerzen die Hand kaum bewegen konnte. Ansonsten schien sie jedoch unverletzt zu sein.

Mit einem Blick zur bröckelnden Decke zog sie langsam die Knie an und drückte sich mit ihrem guten Arm in eine sitzende Position. Allmählich legte sich der Staub, und sie konnte erkennen, wo sie sich befand: unter einem Teil der Treppe eingeklemmt.

Diese schien bei der Explosion in zwei Teile geborsten zu sein, die nun einen kleinen Hohlraum formten, in dem Margarete kauerte. Sie verbrachte endlose Minuten damit, heruntergefallene Backsteine mit den Füßen wegzuschieben, damit sie sich aus ihrer Höhle befreien konnte. Dabei verursachte jede Bewegung ein unerträgliches Stechen in ihrem Kopf, doch sie gab nicht auf.

Als sie endlich unter der Treppe herauskroch, bot sich ihr ein Bild der völligen Zerstörung. Das gesamte Haus war eingestürzt, die Dachziegel lagen verstreut wie Kieselsteine herum. Es war gespenstisch still. Sie hievte sich über eine eingestürzte Wand und schluckte krampfhaft, als sie die Leichen ihrer Arbeitgeber, Herr und Frau Huber, nur wenige Meter vom Eingang in den Schutzkeller entfernt liegen sah.

Sie wandte ihren Blick ab und krabbelte auf eine klaffende Öffnung in der Außenwand zu, um diese Ruine zu verlassen, als sie plötzlich in die leblosen Augen von Annegret Huber

blickte. Ihr Leichnam versperrte den einzigen Weg nach draußen, und Margarete musste abermals schlucken.

Dieses grausame Mädchen hatte sie mit antijüdischen Beleidigungen und Anfeindungen gequält, seit dem Tag als Margarete angefangen hatte, für deren Eltern zu arbeiten. Jetzt war sie tot. Trotz der schrecklichen Situation, erschien der Anflug eines Lächelns auf ihrem Gesicht. Ohne Annegret Huber war die Welt ein besserer Ort.

Gerade als sie all ihren Mut zusammengenommen hatte, um über die Tote zu klettern, hörte sie das Wimmern eines Kindes. Sie drehte den Kopf, um nach der Quelle des Geräusches zu suchen. Ein kleiner Junge, etwa sechs Jahre alt, rüttelte an den Brettern, die sein Bein gefangen hielten, während ihm die Tränen in Strömen über die Wangen liefen.

Margarete hatte den Sohn des Gärtners schon oft vom Fenster aus draußen spielen gesehen, aber sie war nicht geneigt, jemandem außer sich selbst zu helfen. Schon gar nicht einem kleinen Nazi.

Sie war bereits halb über den Trümmerhaufen mit Annegrets Leiche gekrochen, als ihr Gewissen sie stoppte. *Verflucht!* Sie blickte zurück zu dem wimmernden Knaben, dem panische Angst und Schmerz ins Gesicht geschrieben standen. Seufzend ging sie zu ihm hinüber und begann, die Bretter zu entfernen, die sein Bein eingeklemmt hatten. Dieser Krieg war nicht seine Schuld, er war nur ein Kind.

Als sie das letzte Brett entfernte, hörte sie den Rettungstrupp kommen. »Hier drinnen. Wir leben«, schrie sie so laut, wie sie konnte.

»Können Sie das Haus ohne Hilfe verlassen?«, rief eine Stimme zurück.

»Ich glaube ja«, antwortete sie und hielt sich den verletzten Arm vor die Brust. Nachdem sie beide Hände gebraucht hatte, um das letzte Brett wegzuräumen, pochte er heftig. Für eine Sekunde schloss sie die Augen und atmete tief durch, bevor sie

auf den Trümmerhaufen mit Annegrets Körper zeigte und den Jungen fragte: »Kannst du mit mir darüber klettern?«

Er nickte, immer noch schluchzend, das Gesicht von Schmutz und Tränen verschmiert. Margarete schenkte ihm ein schiefes Lächeln und nickte in Richtung des Schuttberges, der zwischen ihnen und der Außenwelt lag. »Prima, dann lass uns von hier verschwinden.«

Vorsichtig bahnten sie sich ihren Weg über die heruntergefallenen Balken, die einst das Dach gestützt hatten. Der Junge klammerte sich an ihrem Rock fest und folgte ihr dicht auf den Fersen. Annegrets Gesicht starrte sie an, ihr Körper war von einer Staubschicht bedeckt und ihre Beine waren unnatürlich verdreht. Bei dem Gedanken, über die Leiche zu klettern, musste Margarete würgen, doch es war der einzige Weg nach draußen. So schrecklich es auch war, sie und der Knabe mussten über den Leichnam klettern, oder sie riskierten, zwei weitere Opfer dieses Krieges zu werden.

Sie zog und schob den Jungen und beschwor ihn, er solle nur das Loch in der Mauer im Auge behalten und an nichts anderes denken. Es war gar nicht so einfach, ihren eigenen Rat zu befolgen, und sie schaute unwillkürlich nach unten, während sie über die Tote kroch. Etwas lugte aus deren Handtasche hervor. Ein Stück Papier.

»Geh schon vor. Die Rettungsmannschaft wartet auf dich. Sag ihnen, sie sollen sich dein Bein ansehen.«

»Was ist mit dir?«, fragte der Junge und warf dann einen entsetzten Blick auf Annegrets Gesicht. »Ist sie ...?«

»Ich kümmere mich um sie und komme gleich nach. Jetzt geh.« Sie wartete, bis er sich wieder in Richtung Ausgang bewegte, dann griff sie nach dem Papier. Es war Annegrets Kennkarte. *Annegret Huber, geboren am 28. Juni 1921 in Berlin.* Zwei Jahre jünger als Margarete. Lange, hellbraune Haare und haselnussbraune Augen, genau wie sie selbst.

Sie steckte den Ausweis in ihre Rocktasche, bevor sie sich

abwendete und wieder auf allen Vieren in Richtung Außenmauer krabbelte. Statt weiterzukriechen, wie sie ihm befohlen hatte, war der Knabe stehen geblieben, um auf sie zu warten.

»Was ist mit ihr?«, fragte er ängstlich.

»Ich konnte ihr nicht mehr helfen. Sie war schon tot. Komm, jetzt nichts wie raus hier.«

Doch er weigerte sich, auch nur einen weiteren Schritt zu tun und starrte sie mit großen Augen an. »Warum bist du so nett zu mir? Du bist doch Jüdin.« Er zeigte auf die Wolljacke, die sie sich auf dem Weg zum Schutzraum übergeworfen hatte. Margarete schaute an sich hinunter und ihr Blick fiel auf den gelben Stern.

In den Fingerspitzen spürte sie noch das Ausweispapier und ihr wurde klar, dass dies ihre Chance war, zu überleben. Sie musste dem Rettungstrupp nur sagen, dass sie die Tochter der Hubers war. Aber damit die Täuschung funktionierte, musste sie den gelben Stern loswerden.

Sie zog sich die Jacke mit dem verhassten Zeichen von den Schultern und stotterte: »Es ... es war ein dummes Spiel. Dieser Judenstern gehört dem toten Mädchen. Sie war unsere Dienstmagd.«

Erschrocken über ihre eigene Dreistigkeit stand sie fassungslos da, bis der Junge sie anstupste. »Dann solltest du dir eine eigene Jacke holen, sonst glaubt dir keiner.«

Ob er verstand, dass sie sich aus der Sache herauslügen wollte oder nicht, spielte keine Rolle. Er hatte sie gerade auf eine hervorragende Idee gebracht. »Du hast recht. Warte einen Moment. Ich hole nur schnell meine Jacke.«

Zurück bei Annegrets Leiche zog sie deren Jacke und Handtasche hervor, die halb unter ihr begraben lagen, dann legte sie ihre eigene Wolljacke mit dem gelben Stern und ihrer Kennkarte in der Tasche in Annegrets Armbeuge.

Jetzt ist sie Margarete Rosenbaum und ich bin Annegret Huber. Gott, bitte vergib mir.

DEZEMBER 1941, PARIS

Wilhelm Huber starrte geringschätzig auf das klingelnde Telefon. Es war zwei Minuten vor fünf, und er hatte nicht die Absicht, einen Anruf anzunehmen, der nur seinen Feierabend verzögern würde. Schon gar nicht heute, wo er endlich Karten für die begehrte neue Vorstellung im Moulin Rouge ergattert hatte. Seitdem der Besuch einer der Aufführungen mit Can-Can-Tänzen und schlüpfrigen Liedern auf der Liste der Pflichtveranstaltungen für deutsche Soldaten bei einem Erholungsbesuch in Paris stand, war es fast unmöglich geworden, an Reservierungen zu kommen.

Er ignorierte das penetrante Klingeln, erledigte die letzte Korrespondenz von dem großen Stapel, an dem er gearbeitet hatte, und lehnte sich dann seufzend in seinem Stuhl zurück, während er wünschte, der hartnäckige Anrufer würde auflegen. Einen Moment lang war Wilhelm versucht, den Hörer doch abzunehmen, aber das Läuten einer Kirchenglocke rettete ihn. Fünf Uhr. Die Öffnungszeit war vorbei, und der Anrufer würde es eben morgen früh noch einmal versuchen müssen.

Er stand auf, legte die Korrespondenz in den Karteischränk, schloss ihn ab, legte den Schlüssel in die Schublade seines

Schreibtisches, schloss auch diese ab und steckte den Schlüssel in seine Hosentasche. Bevor er durch die Tür ging, warf er noch einen letzten Blick in das Büro, um sich zu vergewissern, dass alles tadellos aufgeräumt war. Dann verließ er den tristen Ort mit federndem Schritt.

»Ein schönes Wochenende«, wünschte er dem französischen Angestellten im Vorzimmer, bevor er auf dem Weg nach draußen halbherzig vor dem Hitler-Porträt salutierte.

Als er auf die belebte Straße trat, atmete er den typischen Geruch der Stadt ein. Andere mochten sich beschweren und wären lieber auf einem Kriegsschauplatz, wo sie Orden und Beförderungen einheimsen konnten, aber für ihn war Paris ein wahr gewordener Traum. Seit er vor etwa einem Jahr zum ersten Mal am Gare de l'Est aus dem Zug gestiegen war, hatte er sich in die französische Hauptstadt mit ihrem reichlichen Angebot an Wein, gutem Essen und schönen Frauen verliebt.

Abgesehen von all den Annehmlichkeiten, war der größte Vorteil einer Stationierung in Paris die Tatsache, dass er endlich der strengen Aufsicht seines ehrgeizigen Vaters entkommen war. Ganz zu schweigen von seiner Mutter, deren oberstes Ziel es war, ihn zu verheiraten, und die ihm daher unablässig geeignete, wenn auch gähnend langweilige Frauen präsentierte. Wie viel mehr Spaß machte es doch, der Hahn im Korb zu sein, inmitten von atemberaubend schönen Französinen, die erpicht darauf waren, ihren neuen Herren auf jede erdenkliche Weise zu gefallen.

Das ausschweifende Nachtleben bereitete ihm so viel mehr Vergnügen als der langweilige Dienst in der Schreibstube des SS-Hauptquartiers. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er auf den ganzen Militärkram verzichtet und sprichwörtlich wie Gott in Frankreich gelebt. Aber leider ging das eine nicht ohne das andere.

Während er den kurzen Weg zu seiner Wohnung im Zentrum von Paris zurücklegte, dachte er über das Einzige

nach, was in seinem Leben nicht perfekt war: seine finanzielle Situation. Die pulsierende Stadt bot alles, was er sich nur erträumen konnte, doch dieser Luxus ging mit Ausgaben einher, für die sein Gehalt als SS-Oberscharführer nicht ausreichte. Er würde noch einmal mit seinem Vater über eine höhere Apanage sprechen müssen. Obwohl diesem Wilhelms extravaganter Lebensstil ein Dorn im Auge war, würde er ihm das Geld geben. Das tat er immer.

Wilhelm begrüßte die Concierge, Madame Badeaux, die den ganzen Tag in ihrem Kabuff zu lauern schien, um sich mit einer unangemessenen Anzahl neugieriger Fragen auf ihre Mieter zu stürzen, sobald diese einen Fuß in das Gebäude setzten. Wenigstens war sie nicht so feindselig oder unfreundlich wie das alte Weib in seinem vorigen Wohnhaus. Er wechselte einige Belanglosigkeiten mit ihr, bevor er sich entschuldigte. Drei Stufen auf einmal nehmend, eilte er die Treppe zu seiner Zweizimmerwohnung im dritten Stock hinauf. Er hätte den Aufzug nehmen können, hatte es sich aber zur Gewohnheit gemacht, seiner Form zuliebe zu Fuß zu gehen.

Die repräsentative Architektur des Art Nouveau – wie die Franzosen den Jugendstil nannten – mit ihren Stuckornamenten, meisterlich geschnitzten Geländern und bunten Wandmalereien hatte definitiv schon bessere Zeiten gesehen.

Doch aufgrund des Kriegs und ihres unverantwortlichen Widerstands gegen die deutsche Regierung hatten die Franzosen ihr kulturelles Erbe vernachlässigt. Wenn sie doch nur einsehen würden, wie viel besser das Leben sein könnte, wenn sie mit ihren neuen Herren zusammenarbeiteten, statt gegen sie.

In seiner Wohnung angekommen, ging er schnurstracks ins Schlafzimmer, wo seine frisch gebügelte Ausgehuniform hinter der Tür hing. Wenigstens seine Zugehfrau arbeitete perfekt. Er hatte Glück gehabt, dass er sie gefunden hatte, denn ein tadelloses Aussehen war in seiner Position von größter Bedeutung.

Gerade als er dabei war seine Uniformjacke zuzuknöpfen, klingelte das Telefon im Wohnzimmer und er ging hinüber, um abzunehmen.

»Wilhelm Huber«, sagte er mit einem Blick in den vergoldeten, mit geschnitzten Hortensien und Lilien verzierten Spiegel, der über dem passenden Schränkchen hing, worauf das Telefon stand. Wilhelm war fünf Zentimeter größer als der Rest seiner Familie, und das blonde Haar, die grün-braunen Augen und die markante Nase übten eine magnetische Kraft auf die Frauen aus, die sich ihm in Scharen zu Füßen warfen. Selbst das kleine rote Muttermal unter seinem linken Auge konnte sein gutes Aussehen nicht schmälern, sondern gab ihm im Gegenteil eine geheimnisvolle, grüblerische Aura. Die Uniform verlieh ihm Autorität und verstärkte seine Anziehungskraft auf das andere Geschlecht.

Es war sicherlich nicht der Mangel an willigen potenziellen Ehefrauen, der ihn zum Junggesellen machte, was übrigens ein weiterer Punkt war, in dem anderer Meinung war als seine Eltern. Sie glaubten, dass es für einen Mann mit vierundzwanzig Jahren längst überfällig war, zu heiraten und Kinder für den Führer zu zeugen. Das Kinderzeugen war nicht sein Problem, dachte er mit einem Grinsen. Heute Abend nach der Vorstellung im Moulin Rouge hatte er geplant, in dieser Hinsicht für sein Vaterland »hart zu arbeiten«.

»Wilhelm, Gott sei Dank habe ich dich endlich erreicht«, kam durch den Hörer eine leicht verstörte Frauenstimme, die er sofort erkannte.

Er stöhnte innerlich auf und schaute auf seine Armbanduhr. Wenn er sie nicht sofort abwürgte, riskierte er zu spät zur Vorstellung zu kommen. Seine Schwägerin Erika hatte die lästige Angewohnheit, selbst die alltäglichste Nachricht in eine langatmige Geschichte über Gott und die Welt zu verwandeln.

»Erika. Ich war gerade auf dem Weg zu einem Treffen mit

meinem Vorgesetzten.« Er hoffte, dass dieser Hinweis ausreichte, damit sie sich kurz fasste.

Statt der erwarteten schnippischen Antwort sagte sie: »Ich habe im Büro angerufen, aber du warst schon weg.«

Sie war also die lästige Anruferin gewesen. Seine Neugierde war geweckt. »Ich habe den ganzen Tag in Besprechungen verbracht.«

»Es gab einen Unfall.«

»Was für einen Unfall?« Die Tatsache, dass sie anrief und nicht Reiner, ließ ihn automatisch vermuten, dass seinem älteren Bruder etwas zugestoßen sein musste. Reiner war der Lieblingssohn ihres Vaters und trat mit seiner steilen Karriere bei der SS in dessen Fußstapfen.

»Letzte Nacht wurde Berlin schwer bombardiert ...«

Die Telefonleitung knisterte und Wilhelm konnte seine Ungeduld kaum noch beherrschen. »Erika, kannst du bitte zum Punkt kommen?«

»Wenn du aufhören würdest, mich ständig zu unterbrechen«, schimpfte sie empört.

»Tut mir leid.« Er knirschte mit den Zähnen, denn er wusste aus Erfahrung, dass jede weitere Unterbrechung nur dazu führen würde, dass sie den Faden verlor und sich das Gespräch noch länger hinzog. »Du hattest die Bombardierung letzte Nacht erwähnt.« Er rollte seinem eigenen Spiegelbild mit den Augen zu und hoffte, dass Erika ihm die Neuigkeiten mitteilen würde, bevor seine französische Geliebte Florence eintraf, um mit ihm gemeinsam ins Moulin Rouge zu gehen.

»Ja.« Erika hielt inne, und er stellte sich die schlanke, brünette Frau seines Bruders vor, die ihr Haar wie Brezeln über den Ohren geflochten trug und ein imaginäres Staubkorn von ihrem knöchellangen Rock zupfte. Er hatte keine Ahnung, was Reiner in ihr sah, aber manchmal täuschte der Schein, und vielleicht war sie eine Kanone im Bett. Angesichts der Vorstellung wie die langweilige Erika seinen Bruder in Ekstase ritt, musste

er ein lautes Prusten unterdrücken. Und schon sprangen seine Gedanken zu den Plänen, die er für Florence und sich nach der Vorstellung hatte.

»Sieh mal, es ist nicht leicht, das zu sagen ... die Bombardierung ... weißt du, wie diese abscheulichen Engländer ihre Angriffe auf Wohngebiete konzentrieren, während unsere eigene Luftwaffe nur militärische Ziele in London angreift? Ich meine, was sind das für Unmenschen? Erst ziehen sie es nicht einmal in Betracht, sich mit Hitler zu verbünden, obwohl er es ihnen so großzügig angeboten hat, und jetzt ...«

Ein weiterer Blick auf seine Armbanduhr ließ seinen Geduldsfaden reißen. »Erika. Komm endlich zur Sache. Ich kann meinen Vorgesetzten nicht warten lassen.«

»Seit wann bist du so erpicht darauf, Überstunden zu machen?«

Ihre Worte kränkten ihn, vor allem, weil sie der Wahrheit entsprachen. Nur dank des Einflusses seines Vaters war er in die SS aufgenommen worden, obwohl es ihm sowohl an Ehrgeiz als auch an Eifer mangelte. Ganz im Gegensatz zu Reiner, der das Paradebeispiel eines ehrgeizigen, bissigen und gehorsamen Soldaten war. Alles Eigenschaften, die ihm erst kürzlich die Beförderung zum SS-Obersturmführer eingebracht hatten, während Wilhelm immer noch ein lausiger Oberscharführer war.

»Ich bin immer bereit, meinem Land zu dienen. Wolltest du mir etwas Wichtiges mitteilen?«

»Nun, du willst es offensichtlich nicht anders. Deine Eltern sind tot«, schnauzte sie ins Telefon.

Er legte den Kopf schief und blickte grimmig in den Spiegel. Was für eine dumme Frau, glaubte sie wirklich, dass sie ihm Angst einjagen konnte? »Hör zu, Erika, jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt für morbide Witze.«

»Es ist die Wahrheit.«

»Was ist die Wahrheit?«

»Deine Eltern sind beide tot. Der Engländer ...«

Seine Hand umklammerte den Hörer und er lehnte sich mit wackligen Knien gegen die Wand. »Nein.«

»Doch.«

»Das kann nicht sein.«

»Ist es aber.«

»Aber wie?«

»Ich habe ja versucht, es dir zu erzählen, aber du hast mich ständig unterbrochen ...« Erika fing von vorne an und erzählte von dem Bombenangriff und davon, dass nicht nur das Haus seiner Eltern, sondern das halbe Viertel eingestürzt war, dass Menschen blutend aus den Trümmern krochen, dass die Rettungskräfte immer noch Verletzte und Tote ausbuddelten, aber er hörte gar nicht zu. Er hatte eine klare Vorstellung von dem, was geschehen sein musste, denn er hatte genug Bombardements miterlebt.

Als seine zitternden Beine das Gewicht seines Körpers nicht mehr tragen konnten, sank er langsam zu Boden, wobei er den Telefonhörer wie eine Rettungsleine umklammerte.

Es stimmte, er war mit seinen Eltern in vielen Dingen nicht einer Meinung gewesen und hatte Gott jeden Tag für seinen Einsatz in Paris gedankt, weit weg von ihren Einmischungen, aber das bedeutete nicht, dass er ihnen den Tod wünschte. Sie waren seine Eltern, verdammt noch mal!

»Wie können sie es wagen?«, schrie er ins Telefon und war sich nicht sicher, wem er mehr Schuld am Ableben seiner Eltern gab: den englischen Bomberpiloten, Hitler, der diesen Krieg begonnen hatte, oder seinen Eltern selbst, weil sie zu selbstgefällig gewesen waren, um Berlin zu verlassen und in die vergleichsweise Sicherheit ihres Landhauses in Plau am See, etwa zwei Stunden nördlich der Hauptstadt, zu ziehen.

»... Ich bin sicher, unser Führer wird den Tod deines Vaters rächen und diesen bössartigen Engländern eine Lektion erteilen.«

»Das wird er?« Wilhelms Hirn hatte aufgehört, kohärente Gedanken zu formen, so groß war die unerwartete Trauer, gemischt mit Wut, die ihn überkam.

»Der arme Reiner ist am Boden zerstört. Er hat bereits begonnen, die Aufgaben deines Vaters zu übernehmen«, sagte Erika.

»Zweifellos hat er ein Auge auf Vaters Position geworfen.« Es wäre Reiner zuzutrauen, die Gelegenheit mit beiden Händen zu ergreifen und sich für das Rennen im Beförderungskarussell, das unweigerlich folgen würde, zu positionieren, noch bevor die Leiche kalt war.

»Wie kannst du es wagen, so etwas zu sagen? Alles, was er tut, ist zum Wohle unserer Familie. Auch zu deinem!«

Er wollte nicht mit ihr streiten, denn die schreckliche Nachricht hatte ihm alle Kraft geraubt. Deshalb schwieg er und versuchte zu verarbeiten, was er gehört hatte. Dann kam ihm ein beunruhigender Gedanke.

»Was ist mit Annegret?« Seine zwanzigjährige Schwester hatte bei den Eltern gelebt, nach Strich und Faden von ihrem Vater verwöhnt.

»Ich bin sicher, es geht ihr gut.« Erikas Stimme klang viel zu künstlich.

»Was soll das heißen, du bist dir sicher?«

»Man hat ihre Leiche nicht gefunden, und da der Bombenangriff kurz vor dem Abendessen stattfand, war sie vermutlich unterwegs. Du weißt doch, wie sie ist.« Das vernichtende Urteil über Annegrets Charakter war laut und deutlich.

Seine Schwester liebte das Leben. Sie ging oft in Nachtclubs und trotz der Versuche ihrer Mutter, eine gute deutsche Ehefrau und Mutter aus ihr zu machen, legte sie sehr undamenhafte Verhaltensweisen an den Tag, von denen das Rauchen noch die harmloseste war. Aber da Vater seiner einzigen Tochter nie etwas abschlagen konnte, tat sie, was sie wollte.

»Bis du hier bist, wird sie schon aufgetaucht sein.«

»Bis ich wo bin?« Wilhelm hatte Mühe, ihr zu folgen.

»In Berlin, natürlich. Reichsführer Himmler hat ein Staatsbegräbnis zu Ehren deines Vaters und seines heroischen Todes für unser Vaterland angeordnet.«

»Ich kann nicht einfach in den nächsten Zug steigen und wegfahren. Ich habe zu tun.«

Erika seufzte theatralisch. »Das ist der Grund, warum ich dich anrufe. Damit du genug Zeit hast, deine Reise zu organisieren. Die Beerdigung findet heute in einer Woche statt, und es sähe nicht gut aus, wenn du nicht dabei bist.«

Er hatte sich darauf gefreut, die Weihnachtsfeiertage in Paris zu verbringen, in das pulsierende Nachtleben einzutauchen, zu viel zu essen und zu trinken, und das mit einer oder mehreren schönen Frauen im Arm. Die Feiern, die von SS- und Wehrmachtsoffizieren veranstaltet wurden, waren legendär. Aber wer wollte nach dem Tod seiner Eltern schon feiern? Er konnte genauso gut nach Berlin fahren und dort alte Freunde treffen.

»Ich kümmere mich darum.« Er beendete das Gespräch und starrte ausdruckslos auf die Wand. Wie schnell sich das Leben ändern konnte. Innerhalb eines Wimpernschlags war er zum Waisen geworden, obwohl ... ein tröstlicher Gedanke kam ihm in den Sinn. Wenn er seinen Anteil an Vaters riesigem Vermögen erbe, wäre er seine Geldprobleme ein für alle Mal los. Wenigstens etwas Gutes würde aus dieser Tragödie hervorgehen. Er versank in Erinnerungen und zuckte zusammen, als es an der Tür läutete.

Seufzend stand er auf und öffnete. Zu jeder anderen Gelegenheit hätte der Anblick von Florences prallem Busen, der vom tiefen Ausschnitt ihres Abendkleides unanständig zur Schau gestellt wurde, seine Lenden erregt, aber heute schenkte er ihr nur ein müdes Lächeln und sagte: »Wir können nicht gehen.«

Ihre schönen braunen Augen füllten sich mit Enttäu-

schung, aber er zuckte nur mit den Schultern und drehte sich um, in der Erwartung sie verschwände. Dann besann er sich eines Besseren, holte die beiden Moulin-Rouge-Karten aus seiner Brusttasche und hielt sie ihr hin. »Geh mit einer Freundin.«

Schnell nahm sie die angebotenen Karten, drückte ihren kurvenreichen Körper an den seinen und verschwand so schnell wie sie gekommen war. Sein Herz wurde noch trauriger. Er hatte zwar nie erwartet, dass sie ihn liebte, aber im Moment hätte er nichts gegen die Gesellschaft einer mitfühlenden Seele einzuwenden gehabt.

LEIPZIG

Margarete zupfte nervös an ihrer Jacke. Es war das schönste Stück, das sie je besessen hatte, obwohl es streng genommen nicht ihr gehörte. Sie gehörte dem toten Mädchen, dessen Identität sie angenommen hatte.

Annegret wäre nicht nervös, sagte sie sich. Mit hoch erhobenem Kopf und dem hochmütigen Blick, den sie so oft auf Annegrets Gesicht gesehen hatte, schob sie sich durch die Türen der Universitätsbibliothek und blieb vor Ehrfurcht wie angewurzelt stehen.

Die Bibliotheca Albertina, wie die Leipziger Universitätsbibliothek zu Ehren König Alberts von Sachsen genannt wurde, war schon von außen beeindruckend, doch die majestätische Eingangshalle raubte ihr den Atem. Der Boden war mit dunkelbraunem Parkett ausgelegt, das einen eleganten Kontrast zu den cremefarbenen Wänden und den weißen Säulen bildete. Zu beiden Seiten des Flurs lagen Glastüren, während in der Mitte eine geschwungene Freitreppe in den ersten Stock führte, der vollständig von einer Galerie umgeben war.

Margarete hatte noch nie eine so schöne Architektur gesehen. Es erinnerte sie ein wenig an Bilder von griechischen

Tempeln. Es war erstaunlich, dass es in Hitlers Deutschland noch Gebäude von solch unschuldiger Schönheit gab. Doch sie war nicht hier, um die Bibliothek zu bestaunen, deshalb ging sie in das Büro hinter der ersten Tür auf der linken Seite.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte die ältere Frau mit dem ergrauten Haar, das im Nacken zu einem Dutt gebunden war.

»Ich bin Annegret Huber. Ich soll hier arbeiten.«

Sie und Tante Heidi wussten, dass es ein Risiko barg, aber sie mussten Annegret beim Meldeamt registrieren, um Lebensmittelkarten für sie zu bekommen. Als sie das getan hatte, hatte sie sich gedacht, dass sie auch gleich zum Arbeitsamt gehen und nach einer Arbeit fragen könnte. Da Margarete jedoch nie etwas anderes gelernt hatte als Hausmädchen zu sein, gab es nicht viele Möglichkeiten. Zum Glück hatte die Frau auf dem Arbeitsamt ein Einsehen mit dem zierlichen Mädchen und bot ihr die Stelle als Bibliotheksassistentin an.

»Oh wunderbar, Sie sind das Fräulein, das uns das Arbeitsamt geschickt hat. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dringend wir Hilfe brauchen.«

Margarete war an harte Arbeit gewöhnt, denn sie hatte zwei Jahre lang wie eine Sklavin im Haushalt der Hubers geschuftet. Unwillkürlich hob sie den Arm, um den gelben Stern auf ihrer Brust zu verdecken, als ihr einfiel, dass sie keine Jüdin mehr war. Zumindest nicht nach außen hin. Sie war jetzt eine Arierin namens Annegret Huber, ein Mädchen, das in seinem Leben noch keine einzige Minute gearbeitet hatte.

Irgendwie musste sie einen Mittelweg finden zwischen der glaubhaften Verkörperung der verwöhnten Annegret und der Notwendigkeit, die Stelle in der Bibliothek zu behalten. Tante Heidi riskierte ihr Leben, indem sie Margarete bei sich wohnen ließ. Sie konnte mit ihrem bescheidenen Gehalt in einem Lebensmittelladen nicht auch noch zwei Personen verpflegen. Margarete vertraute darauf, dass weit weg von Berlin, niemand Annegret – oder sie – kannte.

»Ich habe noch nie in einer Bibliothek gearbeitet«, sagte sie.

»Nun, wir werden Sie in kürzester Zeit einarbeiten. Übrigens, ich bin Frau Merz.« Die Frau streckte ihre Hand aus und Margarete brauchte ein paar Sekunden, um zu begreifen, was sie wollte. Als Jüdin war es ihr nicht erlaubt gewesen, Ariern die Hand zu schütteln.

»Vielen Dank, ich werde mein Bestes tun«, sagte Margarete und nahm die dargebotene Hand. Es war ein seltsames Gefühl, gewürdigt zu werden. Normalerweise konnte sie höchstens darauf hoffen, dass die Leute sie ignorierten, anstatt sie zu verspotten oder zu beleidigen. Als sie noch den gelben Stern getragen hatte, hatten Passanten ihr Beleidigungen, hasserfüllte Blicke und manchmal sogar Schmutz oder Steine an den Kopf geworfen. Sie biss sich auf die Lippe und rief sich zur Ordnung. Wenn jemand Verdacht schöpfte, würde sie verhaftet und an einen Ort verfrachtet werden, den sie sich nicht in ihren schlimmsten Alpträumen vorstellen wollte.

Frau Merz stellte ein Schild mit der Aufschrift »In fünf Minuten zurück« auf den Empfangstresen und führte Margarete durch die atemberaubende Eingangshalle in einen der Lesesäle, der mit Gemälden grimmig dreinblickender alter Männer gesäumt war, vermutlich Professoren, die seit der Eröffnung der Universität Leipzig im Jahr 1409 hier gelehrt hatten. Ein paar Dutzend Studenten saßen im Lesesaal vor Schreibtischen, die mit turmhohen Bücherstapeln beladen waren.

Margarete hatte kaum Zeit, den Anblick zu genießen, denn Frau Merz durchquerte den Saal zügig, bis sie eine weitere Tür erreichte, auf der »Nur für Mitarbeiter« stand.

Sie gingen durch die Tür hinunter in den Keller, der sich direkt unter dem Lesesaal befand und wahrscheinlich ebenso groß war. Doch statt eines riesigen leeren Raums mit Schreibtischen für die Studenten war der Keller mit Hunderten von Regalen bestückt, von denen jedes einzelne vom Fußboden bis

zur Decke reichte und mit Büchern gefüllt war. Auf dem Fußboden türmten sich Bücherstapel, die gerade so viel Platz ließen, dass eine schlanke Person zwischendurch schlüpfen konnte.

»Gefällt Ihnen unser Bücherlager?« Der Stolz einer echten Bibliothekarin leuchtete in den Augen von Frau Merz.

»Es ist ... überwältigend.« Um die Wahrheit zu sagen, hatte Margarete noch nie so viele Bücher auf einem Fleck gesehen. Sie erinnerte sich dunkel an ihren ersten Besuch in einer Bücherei an der Hand ihrer Mutter. Es war eine aufregende Einführung in eine neue Welt gewesen. Später, als sie auf die weiterführende Schule kam, hatte sie ganze Nachmittage damit verbracht, die wunderbaren Geschichten in den Büchern aufzusaugen. Aber das war vor Jahren gewesen, bevor die Nazis den Juden die Benutzung öffentlicher Bibliotheken verboten hatten. Automatisch hob sie die Hand, um mit dem Finger auf den verhassten gelben Stern auf ihrer Brust zu tippen, bis ihr wiederum bewusst wurde, dass er nicht da war. Dieses Zeichen ihrer Identität hatte sie in den Trümmern des zerstörten Hauses in Berlin zurückgelassen.

»Wir haben gerade eine Lastwagenladung mit Büchern von zwei jüdischen Besitzern erhalten.« Die Stimme von Frau Merz zeigte keinerlei Gefühlsregung. »Ihre erste Aufgabe wird es sein, diese Bücher in drei Stapel aufzuteilen: die wertvollen, volkstümlichen Bücher, die später in die Regale einsortiert werden, während die Bücher, die auf dem Index stehen, zur Vernichtung beiseitegelegt werden müssen. Zersetzende Literatur muss sekretiert werden, das heißt wir bewahren sie in einem gesonderten Raum auf, wo nur politisch zuverlässige Leute sie zu wissenschaftlichen Zwecken ansehen dürfen.«

Margarete schaute sie mit großen Augen an. Wer hätte gedacht, dass die Verachtung der Nazis für Literatur, die nicht ihrer Ideologie entsprach, sich auch auf wissenschaftliche Bibliotheken wie diese erstrecken würde und die physische

Vernichtung ebendieser Bücher erforderte? Sie hatte fast Mitleid mit den armen Bänden, die bald auf dem Scheiterhaufen landen würden, auf dass ihre papiernen Seiten im wütenden Feuer verbrannten und die wunderbaren Worte, Kapitel, ja ganze Welten unwiederbringlich verloren gingen.

»Wenn Sie Probleme haben, eines der Bücher einzuordnen, können Sie mich jederzeit fragen.« Frau Merz drückte ihr einen riesigen Katalog mit der Aufschrift »Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums« in die Hand. »Sortieren Sie alle Bücher aus, die hier drin stehen. Und«, sie hielt einen Moment inne und musterte Margarete eingehend, »ich weiß, die Versuchung ist groß, aber Sie dürfen auf keinen Fall in die verbotenen Schriften hineinschauen. Sie sind nicht ohne Grund verboten, und ein junges Mädchen wie Sie, das in seiner geistigen Entwicklung noch nicht gefestigt ist, könnte sich von den Lügen, die darin verbreitet werden, verleiten lassen oder sie sogar für bare Münze nehmen.«

»Ich danke Ihnen, Frau Merz. Es besteht kein Grund zur Sorge, denn so etwas Abscheuliches will ich sicher nicht lesen.« Margarete bemühte sich, keine Miene zu verziehen. Sie hatte immer über ihr Alter hinaus gelesen, und viele ihrer Lieblingsbücher aus der Zeit vor der Machtergreifung der Nazis waren mittlerweile auf die schwarze Liste gesetzt worden. Was für schreckliche Dinge sollte ein Leser aus einem Buch lernen, das den Krieg verurteilte, wie »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque? Sicher nichts, was schlimmer wäre als der Krieg, den Hitler angezettelt hatte, oder die erbarmungslose Verfolgung eines Teil des deutschen Volkes: der Juden.

»Deshalb hat unser allwissender Führer das klugerweise verboten.« Mit diesen Worten ging Frau Merz die Treppe hinauf und ließ Margarete allein im Keller zurück. Allein unter Tausenden von Büchern.

Seit sie als Dienstmagd bei der Familie Huber arbeitete, hatte sie kein Buch mehr angerührt, außer um es abzustauben.

Herr Huber hatte immer gesagt, dass Untermenschen wie sie besser daran täten zu arbeiten, um überhaupt einen Nutzen zu haben. Sie hätte ohnehin keine Zeit zum Lesen gehabt, denn Frau Huber ließ sie bis zum Umfallen schuften. Margarete stand um fünf Uhr morgens auf, um das Frühstück für ihre Herrschaften vorzubereiten, bevor sie den Tag damit verbrachte, Böden zu putzen, Wäsche zu schrubben, Geschirr zu spülen, einzukaufen, zu fegen, zu kochen und was sonst noch anfiel. Erst weit nach Mitternacht, nachdem die Familie zu Bett gegangen war, durfte sie sich auch zurückziehen. Dann fiel sie erschöpft auf die schäbige Matratze in dem fensterlosen Kämmerchen hinter der Küche, das sie ihr Zimmer nannte.

So sehr sie die Hubers auch verabscheute, vor deren Tochter hatte sie am meisten Angst gehabt. Die schöne, energiegeladene und lebenslustige Annegret konnte das liebevollste Mädchen sein, wenn sie mit Freunden zusammen war oder wenn sie ihren Vater um den Finger wickelte, der ihr jeden Wunsch von den Augen ablas. Aber sie hatte auch eine dunkle Seite, die sie der nur zwei Jahre älteren Margarete bei jeder Gelegenheit zeigte. Annegret hatte nicht nur Hitlers Rassenideologie verinnerlicht, sondern auch noch ihre eigene Grausamkeit dazugegeben, wie erst letzte Woche, als sie »aus Versehen« über den Wassereimer gestolpert war, während Margarete auf den Knien den Boden schrubhte.

»Nutzloser Abschaum, sieh nur, was du angerichtet hast! Du suhlst dich im Dreck wie ein Schwein.« Sie war durch die Pfütze gestapft und mit ihren schmutzigen Schuhen durch alle Zimmer des Hauses gelaufen. Nach vollbrachter Gemeinheit war sie mit diesem hämischen Grinsen im Gesicht zurückgekehrt, das Margarete so sehr hasste. »Das wird dich lehren, zu trödeln, du jüdische Schlampe. Ich werde meinem Vater sagen, er soll dich in ein Lager schicken, wo du hingehörst!«

Und jetzt bin ich sie. Das hinterhältigste Mädchen der Welt. Margarete schauderte und machte sich schnell daran, die

Bücherstapel zu sortieren, denn sie wollte Frau Merz keinen Grund zur Beschwerde geben.

»Fräulein Huber, haben Sie schon Mittagspause gemacht?« Frau Merz stand plötzlich neben ihr und warf einen anerkennenden Blick auf die Stapel. »Die haben Sie alle schon sortiert?«

»Ja. Der kleine Stapel da drüben sind Bücher, die weder im Katalog noch auf der Liste der verbotenen Bücher standen. Ich wollte Sie nicht jedes Mal mit Fragen belästigen, also habe ich sie gesammelt. Ich hoffe, das war in Ordnung?«

»Ich bin begeistert. Anscheinend hat das Arbeitsamt dieses Mal einen guten Griff getan. Sie können sich nicht vorstellen, wen die mir schon alles geschickt haben. Dumme, verwöhnte Gören, die nicht arbeiten wollen.«

Margarete hielt es für besser, nicht zu antworten.

»Sie können jetzt Ihre Mittagspause machen und wir gehen die Bücher später durch. Kommen Sie, ich zeige Ihnen die Kaffeeküche.«

Dort angekommen, holte Margarete den Henkelmann, den Tante Heidi ihr am Morgen gepackt hatte, aus ihrer Handtasche. Die Thermoskanne bestand aus zwei übereinander gestapelten Behältern: Der untere enthielt Suppe, der obere zwei Scheiben Brot, was mehr war, als sie normalerweise an einem Tag im Haushalt der Hubers gegessen hatte. Während die Familie reichlich speiste, musste sie von den Resten satt werden, die sie von den Tellern kratzte.

Ihr Magen knurrte und sie setzte sich hin, um das harte Brot in die Suppe zu tunken, bevor sie das Ganze in den Mund löffelte. Vor dem Krieg hätte Tante Heidi so unfeine Tischsitten nie erlaubt. Doch ihr jüdischer Mann, Margaretes Onkel Ernst, war vor fast einem Jahr wegen eines angeblichen Verbrechens verhaftet und kürzlich deportiert worden. Seither musste Heidi die Miete ganz allein bezahlen und kam gerade so über die Runden. Wenigstens konnte Margarete bald mit ihrem Gehalt

als Hilfsbibliothekarin zum Haushaltseinkommen beitragen, auch wenn sie ihrer geliebten Tante mit ihrem Auftauchen eine ganze Reihe anderer Probleme beschert hatte.

Am Nachmittag bat Frau Merz sie, das Sortieren der Bücher vorübergehend zu pausieren und erklärte ihr die Arbeit an der Ausleihtheke. »Wir haben einen kleinen Bestand an öffentlich zugänglichen Büchern für die Studenten, aber für die meisten Werke müssen sie uns nach dem Autor oder dem Titel fragen und wir gehen dann in den Lagerraum, um das Buch zu holen. Wenn ein Buch als verboten oder sekretiert klassifiziert ist, dann muss der Ausleiher Ihnen seinen Universitätsausweis vorlegen und auf einer Liste unterschreiben, auf der Name, Position und der wissenschaftliche Zweck, zu dem er dieses ... Werk lesen muss, vermerkt sind.« Frau Merz schien angewidert von der Vorstellung, dass jemand tatsächlich die vom Naziregime als zersetzend eingestuften Bücher öffnen und sogar lesen könnte.

Margarete nickte.

»Leider gibt es manchmal dubiose Elemente, die versuchen, diese volksschädlichen Schriften ohne triftigen Grund in die Hände zu bekommen. Wie ich schon sagte, der Reiz des Verbotenen ist groß, und junge Menschen lassen sich so leicht verführen. Sie müssen in jedem Fall zuerst Namen und Adresse aufnehmen und dann mitteilen, dass das Buch derzeit nicht erhältlich ist.«

»Was passiert mit diesen Informationen?«, fragte Margarete.

»Nichts. Wir geben die Liste einmal pro Woche zur Nationalbibliothek, wo eine Dienststelle der Gestapo die Sekretierung der Bestände und deren rechtmäßige Nutzung überwacht.«

Margarete schluckte schwer. Die Liste ging direkt an die Gestapo, und Frau Merz gab sich der Illusion hin, diesen Leuten würde nichts passieren? Wenn sie Glück hatten, kamen

sie mit einem Verhör und einer Verwarnung davon, dass es beim nächsten Mal nicht so angenehm werden würde – zumindest hatte Herr Huber das immer behauptet, wenn er vor seinen Freunden damit prahlte, wie die SS die Gestapo benutzte, um Leute loszuwerden, ohne sich selbst die Hände schmutzig zu machen.

Ein eiskalter Schauer lief ihr über den Rücken, als sie an die Konsequenzen dachte. Sie wollte auf keinen Fall einen unschuldigen Studenten in die Klauen der Gestapo treiben. Die echte Annegret würde vermutlich vor Freude tanzen, wenn sie noch am Leben wäre und die Gelegenheit bekäme, unerwünschte Elemente der Gesellschaft zu verraten; Margarete hingegen konnte das nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren.

Am Abend kehrte sie schwermütig zu ihrer Tante nach Hause zurück.

»Wie war dein Tag?«, fragte Heidi.

»Gut.« Es gab keinen Grund, Heidi in diese Sache hineinzuziehen.

Aber beim Abendessen, einem leckeren Kartoffelauflauf mit Möhren, stocherte Margarete trotz ihres Hungers lustlos in ihrem Essen herum.

»Es sieht nicht so aus, als ob alles in Ordnung ist.«

Margarete stieß einen langen Seufzer aus. »Ist es auch nicht. Am Anfang war die neue Stelle in Ordnung. Ich habe die meiste Zeit des Tages im Keller verbracht und Bücher in gute, unerwünschte und gefährliche sortiert.« Sie legte den Kopf schief und suchte den Blick ihrer Tante. »Genauso wie die Nazis uns Menschen in gute, unerwünschte und gefährliche sortieren.«

Heidis Hand legte sich auf ihre und sie spürte die Wärme, die Liebe, aber auch die Verzweiflung. Ihre Tante war eine gesprächige, freundliche Frau von fünfundvierzig Jahren. Als junges Mädchen hatte sie sich in einen ebenso jungen Mann verliebt. Sie hatten 1915 geheiratet, drei Monate bevor er in

den Ersten Weltkrieg geschickt worden war, aus dem er nie mehr zurückkehrte.

Durch den Verlust ihres ersten Mannes am Boden zerstört, hatte Heidi erst mehr als ein Jahrzehnt später wieder Liebe gefunden, als sie den jüngeren Bruder von Margaretes Vater kennenlernte. Heidis Familie war strikt gegen die Heirat mit einem Juden gewesen, obwohl Ernst seine Religion schon lange nicht mehr ausübte. Aber im Alter von dreißig Jahren hatte sie sich nicht mehr um den Segen ihrer Familie geschert und Ernst trotzdem geheiratet.

Schwache Erinnerungen an die Hochzeit tauchten in Margaretes Kopf auf. Die schöne Braut, die fröhliche Stimmung und ihr eigenes prinzessinnenhaftes Kleid, in dem sie zum Altar schritt und Blumen für das Brautpaar streute.

Ernst und Heidi waren das glücklichste Paar, das Margarete kannte, aber leider waren sie nie mit eigenen Kindern gesegnet worden. Obwohl viele Paare, die erst spät heirateten, keine Kinder bekamen, wurde in Heidis Familie und unter ihren so genannten Freunden böswillig getratscht, es sei die Strafe Gottes dafür, dass sie außerhalb ihrer Rasse geheiratet hatte. Später, als die Nürnberger Gesetze eingeführt wurden, wurde ihre Kinderlosigkeit als ein Beweis für die Sinnhaftigkeit, ja sogar Notwendigkeit, dieser schändlichen Gesetze angesehen.

Natürlich hatte Margarete damals von all dem nichts mitbekommen und ihre häufigen Besuche bei Tante Heidi und Onkel Ernst in vollen Zügen genossen. Die Aufenthalte dort waren ihre schönsten Kindheitserinnerungen, oft durfte sie sogar alleine bei ihnen bleiben und musste die Aufmerksamkeit der Erwachsenen nicht mit ihren drei älteren Geschwistern teilen.

»Es sind nur Bücher, Liebes«, sagte Heidi und ließ ihre warmen blauen Augen auf Margarete ruhen.

»Aber das ist es nicht! Von mir wird erwartet, dass ich jeden aufschreibe, der nach einem der verbotenen Bücher fragt, und

am Ende der Woche wird diese Liste der Gestapo zur Überprüfung übergeben.«

Heidi wurde blass, zweifellos in Gedanken an ihren geliebten Mann, aber ihre Stimme war fest, als sie wieder sprach. »Die Albertina ist eine wissenschaftliche Bibliothek, also wird jeder, der nach verbotenen Werken fragt, einen triftigen Grund haben, sie zu lesen, und es wird ihm nichts passieren. Das ist nur eine Formalität.«

Margarete schüttelte den Kopf. »Eine Formalität, die für einige Leute auf der Liste bestimmt zu Problemen führen wird. Und ich werde es sein, die diese Menschen ihrem Henker übergibt.«

»So darfst du nicht reden. Jeder, der ein bisschen gesunden Menschenverstand besitzt, weiß, dass man nicht ohne triftigen Grund nach einem verbotenen Buch fragt.«

»Und was, wenn nicht?«

»Dann muss diese Person in den letzten acht Jahren geschlafen haben. Du und ich, wir können dieses System nicht umstürzen.«

»Aber ich will kein Handlanger dafür werden!« Margarete stand auf und schob ihre halb gegessene Portion über den Tisch. Heidi sollte sie haben.

Aufgewühlt schnappte sie sich ihren Mantel – eigentlich Heidis Mantel, denn Margarete war mit nichts als den Kleidern am Leib in Leipzig angekommen – und ging hinaus in die kalte Dezembernaut. Sie musste dringend nachdenken, aber die Wohnung war zu klein, um ihrer Tante aus dem Weg zu gehen. Margarete hatte nicht einmal ein Zimmer für sich allein, sondern schlief auf dem Sofa im Wohnzimmer.

Als sie zügig durch die verdunkelte Stadt ging, spürte sie nicht, wie ihr der eisige Wind ins Gesicht schnitt und an ihrer Kleidung zerrte. Sie spürte nicht einmal, wie ihre Beine von der Kälte taub wurden, und auch nicht die Tränen der Wut, die ihr über das Gesicht liefen. Das Leben einer Arierin zu führen, war

schwieriger, als sie es sich vorgestellt hatte. Von dem jüdischen Dienstmädchen im Hause Huber hatte zumindest niemand etwas anderes erwartet als Unterwürfigkeit und Ehrerbietung, schon gar nicht, dass es Listen führte und Mitbürger denunzierte.

Trotz des Kummers, der schwer auf ihrem Herzen lastete, konnte sie nicht umhin zu bemerken, wie friedlich Leipzig war. Sie ging an mehreren Polizisten und SS-Patrouillen vorbei, aber keiner von ihnen warf auch nur einen Blick in ihre Richtung. Zum ersten Mal seit Jahren fühlte sie sich sicher, wenn sie durch die Straßen ging, sie musste nicht den Kopf zwischen die Schultern klemmen, um unsichtbar zu werden. Keine Passanten beschimpften sie, und eine Frau schenkte ihr sogar ein Lächeln und grüßte: »Guten Abend.«

Langsam beruhigte sich ihre Wut, und sie erkannte, dass ihre eigene Freiheit und Sicherheit einen Preis hatten. Sie kämpfte mit den Implikationen, schwor sich aber, dass sie einen Weg finden würde, den Schein zu wahren, ohne anderen Menschen zu schaden. Vorerst kehrte sie zu Tante Heidi zurück, mit dem Wissen, dass sie am nächsten Tag wieder in die Bibliothek gehen würde, da sie sonst Verdacht erregen und nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch das ihrer Tante gefährden könnte. Heidi befand sich selbst in einer prekären Situation, weil sie einen Juden geheiratet hatte. Das war auch der Grund warum sie nach seiner Deportation wieder ihren Mädchennamen Berger angenommen hatte.